

Graffiti: Eine Kommunikationsform zwischen Kunst und Vandalismus

Was bedeuten die Zeichen an der Wand?



Typisches Graffiti: Cartoon-Bilder und riesige Buchstaben. Deren Sinn ist für den Außenstehenden schwer zu ermitteln, meist sind es Abkürzungen.

Fotos:oh

In der Nürnbergplus-Serie „Zeichensprache“ wird die Bedeutung von Kleidern und Symbolen entschlüsselt. Ob Anhänger bestimmter Musikstile, Jugendkulturen, Hobbys oder Sportarten: Viele Gruppen haben typische Erkennungszeichen. Und wohl niemand verbreitet sie so stark wie die Graffiti-Sprayer.

VON ERIK STECHER

Beliebte Streitfrage: Ist Graffiti nun Kunst oder Vandalismus? Es kann beides sein. Im Fall des Nürnbergers Julian Vogel ist die Zuordnung einfach: Der studierte Designer hat Talent – und verziert kein fremdes Eigentum. „Züge hab ich noch nie besprüht, nur ganz früher mal ein paar Hauswände“, erinnert sich der 28-Jährige. „Das waren aber nur ganz wenige, und ich hatte gleich Ärger deswegen.“ Wenn er heute Wände bemalt, löst das meist Begeisterung bei den Bewohnern aus: Im Rahmen seines Friedensprojektes „World Peace Walls“ besucht er Krisengebiete und Brennpunkte. Und sprüht dort. Zum Beispiel zusammen mit Slum-Bewohnern auf Jamaika oder mit ehemaligen Kindersoldaten in Uganda.

Mit 16 Jahren hat Julian Vogel erstmals zur Sprühdose gegriffen, heute veranstaltet er selbst Workshops für Kinder und Jugendliche. In Nürnberg – und auf seinen Reisen weltweit. Denn Graffiti ist international verständlich. Andererseits können viele Leute gar nicht verstehen, was das „Geschmiere“ denn soll. „Viele Buchstabenfolgen sind Abkürzungen für

Crews, also Gruppen von Sprüherern“, erklärt Vogel. „In Nürnberg sieht man öfters den Namen IKS, das steht für die ‚Ill Kids‘. Hinter PS stecken die ‚Psychos‘. Und dann liest man noch oft ACAB, das bedeutet ‚all cops are bastards‘ (Alle Polizisten sind Bastarde). Naja, das ist schon ziemlich daneben.“

Übel findet es Julian Vogel auch, wenn Sandsteinfassaden besprüht werden: „Das geht kaum weg, und die Wände sehen doch ganz schön aus.“ Einen Szene-Kodex, schöne Hausfassaden zu verschonen, gibt es nicht: Zwar trifft es meist triste Betonmauern und Schallschutzwände – aber entscheidend hierfür ist vor allem die Lage: „Es geht darum, einen guten Spot zu finden, den viele Leute sehen

Zeichensprache

können. Oder eine krasse Location, die man nur mit Leitern oder von einem Dach aus erreicht. Damit der Betrachter dann am nächsten Tag staunt, wie das Bild da hingekommen ist.“

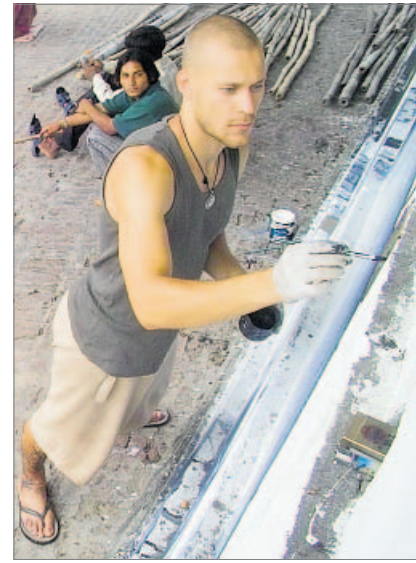
Bei einer „Hall of Fame“, einer Art Galerie-Wand mit besonders guten Bildern, gilt zwar der Grundsatz, die besten Werke nicht zu übermalen. Aber nicht jeder hält sich an diese Maxime. „In Berlin ist es besonders heftig, da geht’s immer weniger um Kunst und immer stärker um den Wettkampf – wer malt mehr“, sagt Vogel. Doch das entspricht den Ursprüngen: In amerikanischen Großstädten diente Graffiti dazu, die Reviere der Gangs abzugrenzen. „Aber man kann als Ursprung auch die Höhlenmalerei ansehen – oder im

alten Rom die Fische als geheimes Zeichen der verfolgten Christen.“

Wie jede Jugendszene, so haben auch die Sprayer ihre eigene Mode. Graffiti gilt als Bestandteil der Hip-Hop-Kultur. Allerdings orientieren sich die meisten Sprüher nicht an modernen HipHop, sondern an den Anfangszeiten der Bewegung: „Der Stil geht nicht zu sehr in die Richtung Baggy oder Gangster. Man trägt eher Trainingsjacken wie Run DMC statt Stücke aus den Kollektionen von P. Diddy oder 50 Cent“, erklärt Vogel und fügt lachend hinzu: „Am Einfachsten erkennt man Sprayer aber an den Farbtropfen auf den Turnschuhen!“

Ein eigener Slang gehört ebenso zur Szene. Da wird über „Cans und Caps“ gefachsimpelt, die Sprühdosen und ihre Aufsätze. Ein „Scout“ ist der Aufpasser, statt Sprühen oder Malen sagt man auch liebevolle Worte wie „mullern“. Mit der Frage „Kannst du beim Mullern heute scouten?“ wird also ausgemacht, wer beim Sprühen Schmiere steht.

Wenn es um ungewöhnliche Motive und Orte geht, kann es aber kein Sprayer mit Julian Vogel aufnehmen. Durch einen kurdischen Bekannten entstand die Idee, im Irak ein Bild zu sprühen. So landete im April 2007 unter anderem eine Friedensstaube auf einer Mauer, die einst einen Palast von Saddam Hussein umgab. Unter den Einheimischen wurde das erste Graffiti des Landes zum beliebten Fotomotiv. Für Julian Vogel war es der Auftakt für sein Friedensprojekt „World Peace Walls“, das ihn seitdem unter anderem nach Indien, Peru und Paris geführt hat. Paris? Ja, auch ein Brennpunkt. Vogel sprühte zusammen mit lokalen Künstlern in dem Vor-



Dieser Sprüh-Künstler greift auch mal zum Pinsel: Der Nürnberger Julian Vogel bemalt für sein Friedensprojekt eine Wand in Indien.

ort, in dem die Krawalle jugendlicher Immigranten eskalierten. „Bei meinen Bildern tauchen jetzt immer Tauben als Friedenssymbole auf“, erzählt er. „Am Anfang war ein Buddha-Kopf mein Markenzeichen, aber in manchen Ländern kann man damit nichts anfangen.“ Auf Jamaika ist er dann auf ein verständlicheres Symbol gestoßen: Als er mit Kindern aus den Slums malte, machten sie als Zeichen ihrer Persönlichkeit einfach Abdrücke von ihren Händen auf die Wand.

Im Internet: www.julian-art.de, www.worldpeacewalls.com

Start des Erzähl-Festivals „Zauberwort“

Fernsehen im eigenen Kopf

Besser als TV-Glotzen ist Fernsehen im Kopf: Gestern begann in der Tafelhalle das vierte Erzählkunstfestival „Zauberwort“. Noch bis einschließlich Dienstag laden 13 Erzähler aus sechs Ländern zu Fantasiereisen ein. Acht Musiker sorgen für die klangliche Untermauerung, und dann gibt es noch eine spannende Neuerung: Der Sonntag Abend ist der Mundart und der Fremdsprache gewidmet. Unter dem Motto „Sprachklang“ werden die Zuhörer dafür in die Erzählbühne am Katharinenkloster gelockt. Veranstalter ist wieder die GeschichtenErzähl-KunstKOMpanie GEKKO.

Weitere Infos und Programm: ☎ 37 78 91 44. www.zauberwort.info

Nürnberg **plus**

Telefon: (09 11) 23 51 - 20 26
Fax: (09 11) 23 51 - 20 00
E-Mail: nz-plus@pressenetz.de



Wortgewaltige Gäste aus Österreich: Mehmet Dalkilic und Helmut Wittmann.

Das neue Jahr wird hart, denn:

Schwer hat es der Buddha-Bär

Manchmal stellt man sich mit seinem Aberglauben selber ein Bein. Ich habe als Taxifahrer leider die blöde Angewohnheit, die erste Dienstfahrt im neuen Jahr als eine Art Symbol für die kommenden zwölf Monate zu betrachten. Ich weiß zwar, dass ich genauso gut im Kaffeesatz lesen oder in einer Illustrierten mein Jahreshoroskop befragen könnte, aber den kleinen Spaß, den mir meine spezielle Form der Zukunfts-Vorhersage bereitet, will ich mir einfach nicht nehmen lassen.

Außerdem bin ich bei dieser symbolisch ersten Fahrt sowieso nicht ganz ehrlich zu mir, denn alle meine Touren, die ich in der Nacht von Silvester auf Neujahr nach Mitternacht fahre, zähle ich noch nicht dazu. Durch die wirklich ersten Stunden des Jahres kutschiere ich eh nur Betrunkene, Pärchen in vorfreudiger Umarmung oder überdrehte, zum Brillen neigende Partygänger.

Nachdem ich auch heuer den 1. Januar brauchte, um mich von die-

**Mangolds
TAXI - Ruf**

sen Sauf-Touren des Jahreswechsels zu erholen, rollte ich meinen Wagen gestern Vormittag zum Taxistand. Wahrscheinlich würde diese erste Fahrt, wie schon oft, eine schweigende Fahrt werden, was den Vorteil hat, dass mir das einen größeren Interpretationsraum bietet.

Es dauerte nicht lange, bis eine ältere Frau einstieg, die sich in die Innenstadt fahren ließ. Sie trug eine auffällige rosa Plastiktüte, in die sie sogleich hineingriff. Zum Vorschein kam ein großer brauner Teddybär, einer von der noblen Sorte mit dem Knopf im Ohr. „Dieses edle Tier darf ich nun wieder umtauschen“, schimpfte sie und hob das dunkelbraune, 30 Zentimeter große Plüschtier anklagend in die Höhe.

Sie wartete gar nicht erst ab, ob ich sie fragte, wer denn ein solches schönes Geschenk ablehnen könnte. „Nur weil der Teddy ‚Buddha Bär‘ heißt, will meine Schwiegertochter nicht, dass Kerstin, so heißt ihre Tochter, damit spielt.“ Das hörte sich schon nach handfestem Familienzoff an: Eine junge Mutter lehnt das Geschenk der Schwiegermutter an die kleine Enkelin ab.

Die Frau neben mir nahm das Etikett, das an dem Stofftier baumelte, und las vor: „Allein durch seine Haltung und Mimik strahlt der Buddha-Bär Ruhe aus und hilft bei der Überwindung der Hürden des Alltags.“ Das sei doch ein tolles Geschenk, errieferte sie sich.

„Und was hat die Mutter von Kerstin gegen den Bären?“, fragte ich. Di Frau klang nun sehr schrill: „Dann denkt Kerstin, dass Buddha wie ein Bär aussieht“, habe sie gesagt, das wolle sie nicht. „Stellen Sie sich vor, junger Mann“, rief die Frau und ließ den Bären so sehr vor meinen Augen tanzen, dass ich fast die Straße nicht mehr sah, „meine hysterische Schwiegertochter meint, dass ein Bär mit diesem Namen religiöse Gefühle verletzt.“

Manche Streitigkeiten sind derart nichtig und blöd, dass sie nur innerhalb der engsten Verwandtschaft gedeihen können, dachte ich mir. „Also ich finde den Bären schön“, sagte ich, als ich anhielt und die Frau aussteigen ließ. „Mich würde der Bär tatsächlich beruhigen.“ Ich wunderte mich über meine eigenen Worte. Schmeichelte ich der Frau, weil ich hoffte, sie würde mir den Bären schenken? Aber bei einem Stofftier mit dem Knopf im Ohr hätte sie dafür viel Großzügigkeit gebraucht; solch ein Bär ist sehr teuer.

Tatsächlich hatte die Frau den Plüsch-Buddha mit dem politisch womöglich unkorrekten Namen und Äußeren schon wieder in die Plastiktüte gesteckt und verschwand schnell. So wanderte der Buddha-Bär zurück an die Umtauschkasse eines Kaufhauses. Seine Haltung und Mimik würden trotzdem weiterhin Gleichmut und Freundlichkeit ausstrahlen. Ich aber fragte mich, was diese erste Fahrt für das anbrechende Jahr bedeuten könnte. Mein Fazit klang bedenklich: Wenn selbst ein Plüschtier solchen Streit verursachen konnte, war es besser, die eigene Seele in den nächsten zwölf Monaten gut abzulapeln. Ich musste es ja nicht unbedingt mit einem Buddha-Bären tun.

Florian Mangold



Eine von vielen „World Peace Walls“: Zusammen mit Einheimischen bemalte Julian Vogel eine Wand in dem Pariser Vorort, in dem die Jugendkrawalle eskalierten.